

unerschütterlich hielt er trotz alledem und alledem an der Einheit mit Jerusalem fest; darum die beschwörende Einschärfung der „Diakonie“ an eben jene selben Gemeinden (auch Galatiens, laut 1. Kor 16, 1!); darum der Einsatz des eigenen Lebens, um durch diese Diakonie „nachdrücklich zu bezeugen die Gnade Gottes“ (20, 24); darum die selbstverständliche Bereitschaft, die eigene Thoratreue öffentlich zu bekräftigen (21, 21 ff.)

Und danach? Schweigen. Ein letzter Nachklang wohl noch: „den Heiligen gedient habend und dienend“ im Hebräerbrief (6, 10; auch 1. Kor 16, 15 könnte die ähnliche Wendung hierhergehören); ein Jahrhundert später die durchaus diakonale Atmosphäre von Justinus Martyrs „Dialog mit dem Juden Tryphon“; sonst aber nur Judenfeindschaft bei den von Paulus her missionierten Heiden-Christen (etwa im Barnabas-Brief, — der aber trotzdem die Wiedervereinigungshoffnung

bezeugt, wie wir in der „Zeitschrift für Katholische Theologie“ 1952, 1 nachwiesen) — und Paulus-Feindschaft bei den sich auf Jakobus berufenden Ebionim. (Vgl. Schoeps, Theologie und Geschichte des Judentums, Tübingen 1949.) So hat der Versuch der „Ichud“ zwischen Juden und Weltvölkern im Namen Jesu von Nazareth ein erstes Mal um 32 die Verfolgung der Sieben ausgelöst, ein zweites Mal um 44 die der Zwölf, zu der letztlich auch die des damit vor allem gemeinten Paulus selbst gehört (21, 28; 24, 5); ob die erste Verfolgung, die bewußt von Jesus abgefallene „Heiden-Christen“ gegen die ihm treu gebliebenen und die Juden gemeinsam richteten, allen Offenbarungsgläubigen ihre Pflicht, um solche Einung zu ringen, unauslöschlich eingeprägt haben wird, das wird sich wohl schon in den nächsten Jahren unter uns zu erweisen haben.

6. Kardinal Michael von Faulhaber und das Judentum

(Die Adventspredigten des Jahres 1933)

Von Dr. Friedrich Stummer, Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität München

Wenn wir uns heute, am ersten Adventsonntag dieses Jahres, unter dem Losungswort „Kardinal Faulhaber und das Judentum“ versammeln, dann liegt der Gedanke wahrhaftig nicht ferne, daß es ein erster Adventsonntag war, vor nunmehr 19 Jahren, der die Reihe jener Kanzelreden eröffnete, die seitdem unter dem Namen „Adventspredigten des Kardinals Faulhaber“ zu einem Begriff geworden sind. Wir Älteren erinnern uns noch gut der Wirkung, die sie übten, und zwar nicht nur im katholischen Raum. Man fühlte eben überall: hier wurde einer Weltanschauung, die durch die damaligen politischen Verhältnisse einen gewaltigen propagandistischen Auftrieb und eine fast unwiderstehliche äußere Macht erhielt, in einem wesentlichen Punkte von einem Manne widersprochen, den man schon wegen seiner amtlichen Stellung nicht einfachhin überhören oder auch kurzerhand beiseiteschieben konnte. Freilich war es ein kühnes Unternehmen, einen so gewaltigen Stoff in vier Predigten zu behandeln, welche die für sie gesetzte Zeit doch nicht überschreiten dürfen und zudem mit einer Hörerschaft rechnen müssen, unter der hohe Geistesbildung ebenso wie schlichte Einfachheit vertreten ist. Hier bleibt nichts übrig, als über die Worte hinaus auf das zu achten, was hinter ihnen als unausgesprochene, aber selbstverständliche und notwendige Folgerung steht.

Schwerer wiegt, daß sich die Predigten auf das Alte Testament beschränkten und das nachchristliche Judentum ausschließen. Ausdrücklich wird gesagt, daß der damals so oft zitierte und doch — so wird man beifügen müssen — so wenig gekannte Talmud nicht behandelt wird. Das mag wohl manchem von denen, die in jenem Advent 1933 unter der Kanzel von St. Michael standen, eine Enttäuschung gewesen sein. Heute in dieser Stunde, mag es den Zweifel erregen, ob die Adventspredigten nicht eine zu schmale Basis seien, wenn über die Stellung des hochseligen Kardinals zum Judentum gesprochen werden soll.

Aber wir müssen beachten, was am Schlusse der Einleitung zur ersten dieser Predigten steht. Der hohe Kanzelredner erklärt, in einer doppelten Eigenschaft sprechen zu wollen: zuerst als Bischof, der nicht schweigen darf, wenn die Hl. Schrift des Alten, aber auch des Neuen Testaments angegriffen wird, dann als Fachmann, der elf Jahre seines Lebens als Würzburger Privatdozent und als Ordinarius in Straßburg alttesta-

mentliche Exegese doziert hatte. Hiermit war eine Stellung bezogen, deren Recht niemand bestreiten konnte: in beider Hinsicht hielt er sich auf einem Gebiet, für das er zuständig war.

Wenn der Bischof in solcher Lage nicht nur eine abstrakte Wahrheit verteidigt, einen Standpunkt vertritt, sondern wenn sein Anliegen im tiefsten Seelsorge ist, die von den ihm anvertrauten Gläubigen den Verlust wertvollster religiöser Substanz und damit die tödliche Gefährdung innersten Lebens abwehren will, so kam der Fachmann dem Bischof zu Hilfe und ging mit ihm einig.

Als alttestamentlicher Exeget war der verewigte Kardinal entscheidend beeinflusst von seinem Lehrer Anton von Scholz, der heute fast vergessen ist. Mit seiner Idee, das Alte Testament allegorisch auslegen zu wollen, fand er freilich bei keinem seiner Schüler Gefolgschaft. Aber wer diese seine Art als Schulle belächeln möchte, sollte das echte theologische Anliegen nicht übersehen, das dahinter stand: er wollte, so sehr er für die Notwendigkeit philologischer und historischer Forschungsarbeit aufgeschlossen war, den übergeschichtlichen Wert des Alten Testaments herausstellen und zur Geltung bringen. In dieser Hinsicht hat er seinen Schüler, den späteren Kardinal, offensichtlich stärkstens beeindruckt. Das hat sich auch in seiner akademischen Wirksamkeit ausgeprägt. Nicht als ob ihm Sinn und Fähigkeit für exakte philologisch-historische Arbeit gefehlt hätten. Es muß hier erinnert werden, daß er führend beteiligt war an der Erforschung der *Katene*, zumal zu den *Propheten*, jener Kommentare, die im christlichen Altertum und noch später von mehr oder weniger sachkundigen Kompilatoren aus den Schriften der Kirchenväter zusammengestellt worden waren. Man braucht gar nicht erst Spezialist auf diesem Gebiet zu sein, um zu wissen, daß hier ohne zähe, entsagungsvolle und oft scheinbar vergebliche Kleinarbeit nichts auszurichten ist. Aber es war für den Exegeten Faulhaber charakteristisch, daß er seine Energie und Akribie gerade hier einsetzte und nicht etwa auf dem Gebiete der Literarkritik oder der Probleme, die sich um das Schlagwort „Babel und Bibel“ kristallisierten. Nicht die werdende Bibel war ihm die Hauptsache, sondern die gewordene, vollendete, von der Kirche als Glaubensquelle und Gefäß göttlicher Offenbarung ehrfurchtsvoll in Empfang genommene und durch die

Jahrhunderte getragene, auf Kunst und Dichtung der Völker einwirkende; daher auch sein Interesse für das Fortleben der Bibel in Kunst und Dichtung.

Wenn wir Jungen von damals es auch ungerne sahen, daß er sich zu den Fragen der Literarkritik und Religionsgeschichte, die uns beschäftigten und gar oft auch drückten, nicht äußerte, so haben wir uns doch dankbar z. B. von seinen „Vesperpsalmen“ anregen lassen, über dem Zeitgeschichtlich-Bedingten das Ewig-Gültige nicht zu vergessen, und wir ließen uns auch gerne von ihm darüber belehren, daß der Exeget nach entsagungsvoller philologisch-historischer Arbeit und strenger theologischer Forschung sich an der bald lieblich-milden, bald herb-großartigen Schönheit der Bibel erfreuen darf. Ob wir aus seiner Feder, wenn nicht die ehrenvolle Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Speyer seine wissenschaftliche Laufbahn abgebrochen hätte, nicht doch eine Reihe Arbeiten erhalten hätten, welche auch philologisch-historische Fragen behandelten, wer will das sagen? Jedenfalls hat er, wenn ihm auch die Pflichten und Sorgen des Bischofsamtes eigene Forschungsarbeit nicht mehr erlaubten, doch die Arbeiten anderer mit Interesse verfolgt.

Das also war der Mann, der erfüllt von den Pflichten seiner Stellung als Kardinal und Erzbischof und von der durch eigene Forschung gefestigten Überzeugung an jenem ersten Adventssonntag des Jahres 1933 die Kanzel bestieg, um das Alte Testament, mit ihm aber auch das Christentum überhaupt gegen schwere Vorwürfe zu verteidigen. Einer der eindrucksvollsten war für viele angesichts der damals üblichen fanatischen Deuschtümelei die Anschuldigung der inneren Vergiftung deutschen Wesens durch die sogenannte „jüdische“ Bibel. Ihm gegenüber beschwor er den Geist Wolframs von Eschenbach und Walters von der Vogelweide, „Klopstocks, des Sängers der Messiade, Herders, des Lobredners der hebräischen Dichtkunst, und Goethes, der in seinem Faust den Prolog zum Buche Job nachdichtete“ (S. 21), und noch manche andere Dichtung der deutschen Literatur. Aber so eindrucksvoll diese Stelle in ihrer knappen Klarheit auch ist, im Rahmen der ersten Adventspredigt und erst recht im ganzen Zyklus wirkt sie doch fast wie eine Randbemerkung. Tatsächlich ist sie auch nicht mehr als eine zusätzliche Begründung für eine Nutzanwendung, zu der in der gleichen Predigt vorher das eigentlich tragende Fundament gelegt war.

Denn der Gegenstand dieser ersten Predigt sind die grundlegenden religiösen Werte des Alten Testaments: die Gottesidee und der Erlösungsgedanke. In kurzen, kräftigen Strichen wird das Gottesbild des Alten Testaments gezeichnet, das Bild von Jahwe, dem Seienden, dem Einzigem, der keine fremden Götter neben sich duldet, der sich zu den Menschen herabließ und ihnen sein Gesetz gab, den das Alte Testament in nicht-philosophischer Sprache, aber in Bildern von morgenländischer Farbenglut schildert. Die Erhabenheit der dem Alten Testament eigenen Gottesvorstellung im Vergleich zu der Vielgötterei der Umwelt wird betont, ebenso wie sein Erlösungsglaube gegen andersartige Auffassungen abgegrenzt wird.

Auffallen könnte, daß die Gotteslehre mit einer zunächst befremdlichen Kürze behandelt wird. Aber die folgenden Predigten zeigen, daß das im Wesen des Alten Testaments begründet ist. Zu seiner Eigenart gehört ja, daß der Gottesgedanke die ganze Sitten- und Rechtslehre durchleuchtet, wie das in keiner anderen antiken Religion der Fall ist. Darum strahlte immer wieder das Gottesbild auf, als in der zweiten Predigt die sittlichen und in der dritten Predigt die sozialen Werte des Alten Testaments den Hörern nahe-

gebracht wurden. So konnte die Darstellung immer dem Mittelpunkt des Alten Testaments nahe bleiben, und das war so wissenschaftlich richtig wie seelsorglich eindrucksvoll. Für viele, ja für die meisten mag es eine völlige Überraschung gewesen sein, als sie im Anschluß an Lev. 19, 9—19 eine Schilderung des alttestamentlichen Armen- und Arbeiterrechtes, der Rechtspflege und Wirtschaftsordnung erhielten und von ihrer strengen Forderung nach Gerechtigkeit hörten, von dem ständigen Drängen auf Rücksicht gegen den wirtschaftlich Schwächeren, wie es sich offenbart etwa in dem Verbot, von dem notleidenden Volksgenossen Zins zu nehmen, von dem Bestreben, den angestammten Grundbesitz den Leuten zu erhalten, von der Achtung der Menschenwürde, die sich immer wieder dokumentiert. Gelegentliche Seitenblicke auf das harte Recht der umgehenden Völker, die an äußerer Kultur Israel zum Teil überlegen waren, müssen helfen, die geistige Höhe und Überlegenheit des Alten Testaments erkennen zu lassen.

Dabei vergißt der Hörer oder Leser nie, daß ein katholischer Bischof, ein christlicher Theologe zu ihm spricht. Es ist ihm selbstverständlich, daß das Alte Testament nicht in sich ruht als die endgültig abgeschlossene Offenbarung Gottes. Es weist über sich hinaus auf Jesus, den Christus, den Messias hin. Die letzte der vier Adventspredigten trägt den Titel: „Der Eckstein zwischen Judentum und Christentum“. Sie wurde am Vorabend des Weihnachtsfestes gehalten und handelt von dem Immanuel, dem in Bethlechem geborenen Heiland. Aber schon in den drei vorausgehenden Predigten wird immer und immer wieder von Christus gesprochen, und zwar nicht etwa nebenbei, sondern so, daß die Darstellung auf ihn zustrebt, in ihm ihre Krönung findet. Christus ist, wie in der vierten Predigt gesagt wird, das Alpha des Neuen Bundes und das Omega des Alten Testaments, also sein Ende. — nicht im Sinne der Beendigung, also der Abschaffung, sondern im Sinne der Erfüllung, der letzten Sinngebung. Dies als Tatsache hinzunehmen und voll anzuerkennen, ist dem Kardinal und dem christlichen Exegeten nicht nur religiöse und wissenschaftliche Gewissenspflicht. Es ist ihm auch eine Hilfe, das Ewig-Gültige im Alten Testament zu scheiden von dem Zeitlich-Bedingten, das eine festzuhalten und das andere fallen zu lassen. Kardinal Faulhaber hat das in dem zweiten Teil der zweiten Adventspredigt, überschrieben „die Schatten des Alten Testaments“, mit einer Offenheit getan, die, von autoritativer Seite kommend, ihres Eindrucks nicht verfehlte, ihn aber auch des Verdachts apologetischer Schönfärberei überhob, wo er das Große des Alten Testaments hervorhob. — und dessen war, wie schon aus dem kurzen Überblick, den in dieser Stunde zu geben allein möglich war, nicht wenig.

Für die großen und ewigen Werte des Alten Testaments erscheint aber Christus insofern als der Erfüller, als er sie weiter entwickelte und zur vollen Entfaltung brachte. Vieles, sehr vieles, was die Adventspredigten darüber sagen, ist gewiß dem Theologen nichts Neues, auch nicht dem Laien, den eigene Studien und persönliches Interesse tiefer in die Gedankenwelt seines Glaubens eingeführt haben. Aber wie viele schlichte Christen mögen aufgehört haben, als ihnen der Prediger im Purpurgewand zeigte, daß Christus die beiden Hauptgebote des Christentums: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen“ und „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ aus dem Gesetze Mosis ausgehoben und an die Spitze seiner Sittenlehre gestellt hat. Auch das ist ja schließlich wieder nur eines aus den vielen Beispielen, die an-

geführt werden könnten, die zu nennen uns aber die Zeit nicht gestattet.

Im Schlußwort der vierten Adventspredigt finden wir die Sätze: „Es braust ein Sturm durch unser Land, der die Heiligen Schriften, weil sie Judenbücher sind, vom deutschen Boden wegfeigen soll. Ich habe die Überzeugung, dieser Sturm wird eher bei allen Bekenntnissen ein heiliges Feuer neuer Begeisterung für die Heiligen Bücher entzünden“ (S. 97). Das ist zunächst im Blick auf die Evangelien gesagt, meint aber das Alte Testament mit. Wenn wir heute, also nach fast zwanzig Jahren, die Adventspredigten lesen, so muten uns diese Worte fast wie eine Prophetie an, die in Erfüllung begriffen ist, ja, die sich schon zu verwirklichen begann, als sie ausgesprochen wurde. Wenn wir ausschließlich von dem in Gott ruhenden Kardinal gesprochen haben, so deshalb, weil eben ihm unsere Gedenkfeier gilt. Durch Lebensgang und Stellung ragte er besonders hervor, wenngleich er auch nicht der einzige war, der sich dem Sturm entgegenstellte (vgl. Nr. 7, S. 8 u. u. a. Hirtenbrief vom 1. Adventssonntag 1942 von Kardinal Graf Preysing, sowie dessen Predigten). Und hier darf ich in Herzlichkeit der „getrennten Brüder“ gedenken, von denen die Adventspredigten wiederholt mit fühlbarer Wärme sprechen, von denen gesagt wird: „daß sie nicht mit uns an der Kommunionbank knien“ (S. 97), daß wir ihnen aber „die Hand reichen, um gemeinsam mit ihnen die Heiligen Bücher des Alten Testamentes zu verteidigen und dem christlichen Volk dieses kostbare Lesegut für die christliche Schule zu erhalten“ (S. 20). Es ist eigenartig, daß das Jahr 1933, in dem der katholische Kardinal und Erzbischof seine Adventspredigten hielt, uns die erste Auflage des ersten Bandes der „Theologie des Alten Testamentes“ des evangelischen Theologen Walter Eichrodt in Basel schenkte. Dieses große Werk sei statt vieler erwähnt, weil es mir typisch für die Situation erscheint. Hier wird unter voller Anerkennung der gesicherten Ergebnisse der literarischen und historischen Kritik eine Synthese alttestamentlichen Gedankengutes gegeben, die das Ewig-Gültige herausstellt und das Zeitlich-Bedingte als Glied in die Entwicklung der Offenbarungsgeschichte einreicht und damit auch ihm eine positive Seite abgewinnt. Aber auch unter dem Volk des Alten Testamentes ist offenbar ebenfalls „ein heiliges Feuer neuer Begeisterung“ für sein uraltes Heiliges Buch erwacht. Es wird nicht zuletzt auch auf der alten Heimerde „im Lande Jahwes und Jesu“ mit frischem Eifer studiert, und es ist nur zu bedauern, daß die Verhältnisse immer noch es mit sich bringen, daß wir die Früchte dieses Fleißes meist nur aus bibliographischen Notizen kennen. Es ist seit 1933 trotz allen Gegenwirkungen vieles erarbeitet worden, was uns das Alte Testament besser zu verstehen und positiver zu werten erlaubt. Was der ägyptische Joseph von sich sagte, könnte auch dem als Person gedachten Alten Testament in den Mund gelegt werden: „Ihr gedachtet, es böse mit mir zu machen; Gott aber hat gedacht, es gut zu machen“ (Gen. 50, 20).

So stehen die Adventspredigten neben ähnlichen Schriften am Beginne einer Bewegung, die eine neue Periode in der Kenntnis vom Alten Testament bedeutet. Aber, wie gesagt, das nachchristliche Judentum schalten sie bewußt aus dem Kreis ihrer Betrachtungen aus. Haben sie deswegen wirklich über das Problem „Modernes Judentum und heutiges Christentum“ nichts zu sagen? Wir müssen uns wieder daran erinnern, daß wir eingangs gesagt haben, man müsse bei einem solchen Predigtzyklus notwendig über die Worte hinaus auf die ihnen innewohnenden unausgesprochenen, aber notwendigen Folgerungen achten. Der hochselige Kardinal

kommt nur noch einmal auf das nachchristliche Judentum zu sprechen, wo er sagt: „Nach dem Tode Christi wurde Israel aus dem Dienst der Offenbarung entlassen“ (S. 10). Wohl gemerkt, aus dem „Dienst“ der Offenbarung; es wird damit nur behauptet, daß von nun an die christliche Kirche Trägerin der Offenbarung Gottes ist. Aber es wird im Anschluß an Röm. 11, 25, 26 gesagt, daß die Juden ein „Geheimnis“ sind und daß auch für sie die Stunde der Gnade am Ende der Zeiten schlagen wird. Für die Gegenwart gilt als selbstverständlich, daß der Christ mit dem Juden ein Buch gemeinsam hat, das beiden Quelle göttlicher Offenbarung ist. Wenn aber ein organischer Zusammenhang zwischen Judentum und Christentum Tatsache ist, so ergeben sich daraus sehr ernste praktische Folgerungen, selbst für den, der abseits von aller Religion als bloßer Historiker die Situation betrachtet, sofern er nur die Bedeutung des Christentums für die Geistesgeschichte der Menschheit nicht überhaupt leugnet. Noch eindringlicher ist die sich ergebende Forderung für den Christen, der weiß, daß gerade die Hauptgebote, die ihm sein Herr und Meister aufgegeben, aus dem Alten Testament stammen. Was nun aber, wenn diesem Christen bewußt wird, daß der gläubige Jude verpflichtet ist, zweimal am Tage als Höhepunkt seines Morgen- und Abendgebotes zu sprechen: „Höre Israel! Der Ewige, dein Gott, der Ewige ist einer! Und du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Vermögen.“ Und wenn im weiterhin bekannt wird, daß der fromme Jude die Erfüllung dieses Gebotes mit dem Ausdruck bezeichnet: „Das Joch des Himmels auf sich nehmen“, womit die zentrale Wichtigkeit dieses Gebotes zum Ausdruck kommt!? Es ist ohne weiteres klar, auf dieser Grundlage ist jener sozusagen absolute Antisemitismus, dessen grauenvolle Auswirkungen in der jüngsten Vergangenheit uns noch schwer auf der Seele liegen, den wir mit Entsetzen auch in der Gegenwart immer wieder aufflammen sehen, grundsätzlich nicht mehr möglich. Ja, selbst eine Haltung, die sich nach hüben oder drüben an dem Wort des Dichters ausrichtet: „Gott schuf ihn, also laßt ihn für einen Menschen gelten!“ diese widerwillige, mit einem tüchtigen Schuß Verachtung gemischte Duldung bleibt unterhalb der Höhe, auf der ein Christ zu stehen hat, wie sie auch der gläubige Jude als seiner unwürdig ablehnen wird. Mögen zwischen Christen- und Judentum schwerwiegende Unterschiede in Glaubensfragen bestehen, mag der Christ gegen den einzelnen Juden oder Gruppen von ihnen Einwendungen haben, wie es auch beim Juden gegenüber dem Nichtjuden der Fall sein wird, — der gemeinsame Besitz einer Offenbarungsurkunde verpflichtet, daß das alles in Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Liebe behandelt wird, und zwar um des Gottes willen, der einst „vielfach und auf mannigfache Weise zu den Vätern durch die Propheten gesprochen hat“ —, soweit kann auch der Jude dieses neutestamentliche Wort (Hebr. 1, 1) sich zu eigen machen — „zuletzt aber in diesen Tagen zu uns geredet hat durch den Sohn.“ Gewiß, die rein humanitären Gründe für gegenseitige Achtung bleiben bestehen; für viele Menschen sind sie heutzutage das einzige, mit dem sie zu fassen sind, aber der gläubige Christ wie der gläubige Jude werden, — abgesehen von der Frage, wieweit diese rein philanthropischen Motive Säkularisationen religiösen Gedankengutes sind —, des Glaubens sein, daß auch sie ihr eigentliches und festestes Fundament in Gott haben, und beide werden es dem Kardinal danken, daß er in seinen Adventspredigten so mutig für die Geltung des geoffenbarten Gotteswillens eingetreten ist (vgl. Nr. 17/18, S. 36).